



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Macchiavelli. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

noch manches im Argen. Aber der richtige Unternehmungsgeist, die nötige Schaffensfreudigkeit kann sich nicht einstellen, solange die schlechten Preise der landwirtschaftlichen Produkte jeglichen Erfolg vereiteln.

Wie manchen Bauern kann man sagen hören: „Ich habe alles versucht, was die wissenschaftlichen Lehrer der Landwirtschaft angeraten haben; ich habe dies und habe jenes gethan, und meine Wirtschaft wird weit und breit als eine Musterwirtschaft gepriesen. Aber der Erlös aus meinen Produkten hat meinen Aufwand nicht gedeckt, und ich bin ein armer Mann geworden!“



Macchiavelli.

1.



Unter den Namen und Wörtern, die in politischer Rede, von der Tribüne und in der Presse häufig gebraucht werden, ohne daß man sich an ihrer Quelle klar gemacht hätte, was sie von Rechts wegen bezeichnen sollten, nehmen der Name Macchiavelli und das Wort macchiavellistisch eine hervorragende Stelle ein. Man folgt dem Herkommen, ohne zu fragen, warum, obwohl man sich längst schon belehrt haben könnte, daß man damit dem Träger des Namens Unrecht thut und die Sache, um die sichs handelt, falsch charakterisirt. Nach dem sprachlichen Herkommen wäre Macchiavelli die Verkörperung der Politik ohne Gewissen, der Anwalt eines ebenso gewaltthätigen als tückischen und verlogenen Despotismus, der Urheber einer diplomatischen Afterkunst gewesen, die nur das persönliche Interesse des betreffenden Fürsten im Auge hätte, gewohnheitsmäßig und unter allen Umständen die krummen Wege den geraden, die Täuschung ehrlichem Verfahren vorzöge und Gott sei Dank! — hier folgt ein erleichternder Seufzer — in unserm erleuchteten und moralischen Jahrhundert alle Geltung verloren hätte

lich billiger zu produziren als früher, und wenn ähnliche Versuche sich allenthalben bewähren — was doch gewiß nicht mit Bestimmtheit behauptet werden kann —, so werden dennoch staatliche Maßregeln nötig sein, weil es leider eine Thatsache ist, daß die amerikanische Konkurrenz auch dann noch wird bestehen können, wenn unsre Getreidepreise noch um ein bedeutendes sinken. Besagt doch eine Berechnung aus amerikanischer Feder (D. Landw. Presse, Jahrg. 1882, Nr. 27), daß amerikanischer Weizen in stets wachsender Quantität um den Preis von 34 Schillingen für den Quarter in Europa gelandet werden könne, und daß durch Verringerung der Transportkosten für die Zukunft ein noch weiteres Sinken des Minimalpreises in Aussicht stehe.

und, wo sie noch Anwendung fände, sofort vom allgemeinen Abscheu gebrandmarkt werden würde. Prüfen wir diese Verurteilung an dem Leben und den Schriften Macchiavellis, so läßt sie sich nur mit einem Teile seines kleinen Buches vom Fürsten rechtfertigen, und auch hier fragt sich in vielen Fällen, ob die Mittel und Wege, die er empfiehlt, dem Geiste der Zeit und der damaligen Lage der Dinge gegenüber nicht erlaubt und zweckentsprechend waren. An sich, als ein System von Maximen für alle Zeiten betrachtet, enthalten die Erörterungen und Anweisungen der genannten Schrift neben unleugbar Wahren, Tiefem und Gutem allerdings nicht wenig, was uns wie die Rede eines eiskalten Realisten, ja wie mephistophelische Weisheit anmutet.

Der Principe Macchiavellis entwickelt in 26 Kapiteln die Methode, wie Fürstentümer erhalten und erweitert werden können. Der Gedankengang des Verfassers ist dabei in der Hauptsache folgender. Erblande sind leichter zu behaupten als eroberte oder sonstwie erworbene, weil es dort schon genügt, die Ordnungen der Vorfahren nicht zu überschreiten und sein Thun den Verhältnissen anzupassen.

Wenn (Kapitel 2) ein solcher Fürst nur gewöhnliche Geschicklichkeit besitzt, wird er sich immer in seinem Staate halten, wosfern nicht eine außergewöhnliche und übermächtige Gewalt ihn desselben beraubt, und ist er desselben beraubt worden, so wird er ihn, wenn der Eroberer den geringsten Unfall erleidet, sogleich wiedergewinnen. . . . Der Fürst von Geburt hat nämlich weniger Anlaß zu verlegen, woraus folgt, daß er mehr geliebt wird, und wenn nicht außergewöhnliche Fehler ihm Haß zuziehen, ist vernunftgemäß zu erwarten, daß er von Natur sich der Liebe seines Volkes erfreut. Bei der langen Fortdauer der Herrschaft [der Dynastie] sind die Erinnerungen an die Neuerung [durch welche sein Haus auf den Thron gelangte] und die Ursachen derselben in Vergessenheit geraten; denn immer bleiben bei einer Umwälzung im Staate die Grundlagen zum Aufbau neuer Verhältnisse zurück.

Anders verhält es sich mit einer neubegründeten Herrschaft. (Kapitel 3.)

Die Menschen wechseln gern die Herren, indem sie sich zu verbessern glauben. . . . Darin täuschen sie sich aber gewöhnlich, und zwar infolge der in der Natur der Sache liegenden Notwendigkeit, nach welcher man diejenigen, deren neuer Fürst man wird, durch eine bewaffnete Umgebung und durch zahllose andre Unbilden verletzen muß, sodaß man alle diejenigen zu Feinden hat, die man bei Besignahme der neuen Herrschaft erbitterte, und sich doch nicht diejenigen als Freunde erhalten kann, die einen zur Herrschaft gerufen haben, da man sie nicht in dem Maße zu befriedigen vermag, wie sie erwarteten, und doch keine starken Mittel gegen sie anwenden darf, weil man ihnen verpflichtet ist. . . . Wenn man die empörten Länder zum zweitenmale unterwirft, gehen sie weniger leicht wieder verloren, da der Herrscher bei Benutzung der Gelegenheit, die ihm die Empörung zur Befestigung seiner Herrschaft bietet, weniger Rücksichten zu nehmen braucht, wenn es gilt, die Schuldigen zu strafen, die Verdächtigen zur Verantwortung zu ziehen und sich an schwachen Punkten zu decken. Staaten, die durch Eroberung mit dem Staate des Besitzergreifers verbunden wurden, sind, wenn sie demselben Gesamt-

volle und derselben Sprache wie dieser angehören, leicht zu behaupten, weil die Menschen, wenn die alten Verhältnisse [abgesehen von der bisherigen Herrscherfamilie] fortbestehen und Sitte und Brauch nicht verschieden sind, ruhig weiter zu leben pflegen. . . . Wer solche Länder erwirbt, muß, wenn er sie festhalten will, zweierlei ins Auge fassen: er muß den Stamm ihres frühern Fürsten ausröten und weder ihre Gesetze noch ihre Abgaben ändern; so werden sie binnen kurzem sich mit der alten Herrschaft zu einem organischen Ganzen verschmelzen. Wenn dagegen Staaten in einem nach Sprache, Sitten und Einrichtungen verschiedenen Lande erworben werden, treten Schwierigkeiten ein, und man muß viel Glück und Geschick haben, wenn man sich behaupten will. Eins der wirksamsten Mittel dazu ist, daß der Eroberer dort seine Residenz aufschlägt. . . . Denn ist man zugegen, so sieht man die Unordnungen im Entstehen und kann sie rasch dämpfen; ist man nicht zugegen, so wird man sie erst gewahr, wenn sie groß geworden sind und es keine Abhilfe mehr giebt. Sodann wird dieser Landesteil nicht von den Beamten ausgesogen, und die Unterthanen erfreuen sich der nahen Zuflucht zum Fürsten. Deshalb haben sie auch mehr Ursache, ihn zu lieben, wenn sie gute Unterthanen sein wollen, wo nicht, ihn zu fürchten. Ein noch besseres Mittel ist, Kolonien an einem oder zwei Punkten anzulegen, die gleichsam Schlüssel zum Anschluß des einen Landes an das andre sind. Sonst muß man darin viel Kriegsvolk zu Roß und zu Fuße halten. Auf jene Kolonien verwendet der Fürst nicht viel, und er verlegt hier nur die, welchen er die Felder und die Häuser nimmt, um sie den neuen Ansiedlern zu geben, die doch von jenem Staate nur einen kleinen Teil bilden. Diejenigen, welche er verlegt, bleiben vereinzelt und arm und können ihm somit niemals schaden, alle übrigen werden einerseits verschont und beruhigen sich deshalb leicht, andererseits hüten sie sich vor Ausbreitung, indem sie fürchten, es werde ihnen dasselbe wie jenen widerfahren, die ihres Eigentums verlustig gegangen sind. Kurz, jene Kolonien, welche nichts kosten, sind zuverlässiger und geben weniger Anstoß, und die, welche beeinträchtigt worden sind, können als mittellos und wenig zahlreich nicht benachteiligen. Denn man mag sich merken, daß man entweder den Menschen schmeicheln oder sie erdrücken muß, weil sie sich für leichte Kränkungen rächen, für schwere es nicht können; folglich muß die Beleidigung, die man jemand zufügt, derartig sein, daß man die Rache nicht zu fürchten hat. Wenn man aber statt der Kolonien Soldaten hält, so giebt man weit mehr aus, da man auf die bloße Bewachung jenes Landesteils die gesamten Einkünfte desselben verwenden muß, sodaß sich der Gewinn des Fürsten in Verlust verwandelt und obendrein weit mehr erbittert; denn er schadet dem ganzen Staate, wenn er seine Truppen die Quartiere wechseln läßt. Von dieser Unannehmlichkeit empfinden alle etwas, und jeder wird ihm gram, und das sind Feinde, die ihm schaden können, da sie, vor den Kopf gestoßen, in ihren Besitzungen bleiben. . . . Ferner muß der, welcher in einem verschiedenartig zusammengesetzten Lande herrscht, sich zum Haupt und Verteidiger der benachbarten kleinern Herren machen und die Mächtigen zu schwächen suchen. . . . Der gewöhnliche Verlauf der Dinge ist hier, daß, wenn ein neuer Machthaber den Fuß in ein Land setzt, alle dort weniger Mächtigen sich, angespornt von dem Reide, den sie gegen jeden hegen, der Obmacht über sie ausgeübt hat, auf seine Seite stellen, sodaß er sich mit der Gewinnung dieser kleinen Machthaber nicht zu bemühen braucht. . . . Er hat einzig darauf zu achten, daß sie nicht zu viel Macht und Ansehen erlangen; dann wird er leicht mit seiner Macht und ihrer Gunst die Mächtigen niederhalten und in allen Stücken unumschränkter Beherrscher jenes Landes bleiben. . . . Hieraus

folgt die allgemeine Regel, welche niemals oder doch selten trügt, daß derjenige, welcher einen andern mächtig werden läßt, selbst zu Falle kommt, weil seine eigne Macht entweder durch List oder Gewalt von ihm erworben worden ist und das eine wie das andre von beidem dem mächtig Gewordenen Verdacht einflößt.

Im 5. Kapitel beantwortet Macchiavelli die Frage, wie Städte oder Fürstentümer zu regieren seien, die vor ihrer Eroberung nach ihren eignen Verfassungen und in Freiheit gelebt haben.

Es giebt drei Arten, sie festzuhalten: Erstens, indem man sie zu Grunde richtet, zweitens, indem man dort in eigner Person seinen Wohnsitz aufschlägt, drittens, indem man sie nach ihren Gesetzen leben läßt, nur Tribut von ihnen erhebt und eine Regierung von wenigen einsetzt, die sie dem neuen Herrscher wohlgesinnt erhält. Wer Herr einer Stadt wird, die frei zu leben gewohnt gewesen ist, und sie nicht zu Grunde richtet, der erwarte von ihr zu Grunde gerichtet zu werden, weil sie immer als scheinbaren Grund für Aufstände den Namen der Freiheit und ihre alten Ordnungen hat, welche weder durch die Länge der Zeit noch durch Wohlthaten jemals der Vergessenheit anheimfallen. . . . In den Freistaaten ist mehr Leben, größerer Haß, mehr Nachbegierde [als in den Monarchien], und die Erinnerung an die einstige Freiheit läßt sie nicht ruhen; folglich ist der sicherste Weg [zu ihrer Behauptung], daß man sie vernichtet oder bei ihnen seine Residenz aufschlägt.

Diesjenigen, welche auf dem Wege der Tüchtigkeit Fürsten werden (6. Kapitel), gelangen unter Schwierigkeiten zur Herrschaft, behaupten sie aber mit Leichtigkeit. . . . Man muß bedenken, daß nichts schwerer zu bewerkstelligen, von zweifelhafterem Erfolge und gefährlicher bei der Ausführung ist, als wenn man sich bei der Einführung einer neuen Staatsordnung an die Spitze stellt. Denn der, welcher sie einführt, hat zu Gegnern alle die, welche sich unter der frühern Einrichtung der Dinge wohl befunden haben, und zu lauen Verteidigern alle die, welche sich bei der neuen Ordnung vielleicht wohlbefinden werden — eine Lauheit, die zum Teil aus der Furcht vor der Gegenpartei entspringt, welche die Gesetze auf ihrer Seite haben, zum Teil aus der Zweifelsucht der Menschen, die an nichts neues wirklich glauben, solange sie nicht eine sichere Erfahrung daraus hervorgehen sehen. . . . Wenn man diesen Punkt gehörig betrachten will, so hat man zu prüfen, ob jene Neuerer allein mächtig sind oder von andern abhängen, ob sie zur Ausführung ihres Werkes bitten müssen oder zwingen können. Im erstern Falle fahren sie immer schlecht und richten nichts aus, dagegen brauchen sie sich, wo sie nur von sich selbst abhängen und Zwang anwenden können, nur in seltenen Fällen zu fürchten. Daher geschah es, daß alle Propheten in Waffen siegten, ohne Waffen zu Grunde gingen; denn der Charakter des Volkes ist wankelmütig, und es ist zwar leicht, die Leute zu etwas zu überreden, aber schwer, sie bei dieser Überzeugung zu erhalten, und so ist es erforderlich, solche Einrichtungen zu treffen, daß man sie, wenn sie nicht mehr glauben wollen, mit Gewalt zum Glauben bringen kann.

Besonders charakteristisch für Macchiavellis Anschauung sind das 15. Kapitel seiner Schrift und die zunächstfolgenden. Dort heißt es in Betreff der Dinge, um derothwillen die Fürsten gelobt oder getadelt werden, u. a.:

Da ich etwas Nützliches zu schreiben vorhabe, so erschien es mir zweckmäßiger, der thatsächlichen Wahrheit der Sache nachzugehen als einer Einbildung von ihr; denn es ist zwischen dem, wie man lebt, und dem, wie man leben sollte, ein so

großer Unterschied, daß der, welcher dasjenige, was geschieht, über dem, was geschehen sollte, vernachlässigt, vielmehr seinen Untergang als seine Erhaltung herbeiführt, weil ein Mensch, der in allen Fällen nur das Edle erstrebt, unter so vielem Mitleiden erliegen muß. Daher ist es für einen Fürsten, der sich behaupten will, erforderlich, daß er lerne, nicht gut sein zu können und je nach der Nothwendigkeit davon Gebrauch zu machen oder nicht. . . . Der eine Fürst gilt für freigebig, der andre für filzig, einer für verschwenderisch, ein anderer für räuberisch, einer für grausam, ein anderer für gütig, einer für treulos, ein anderer für einen Mann von Wort, dieser für weibisch und kleinmütig, jener für tapfer und unerschrocken, dieser für herablassend, jener für hochmütig, dieser für ausschweifend, jener für keusch, dieser für offenherzig, jener für hinterlistig, der eine für ernst, der andre für leichtfertig, der eine für gottesfürchtig, der andre für ungläubig u. s. w. Jeder wird zugestehen, daß es sehr rühmlich sein würde, wenn ein Fürst von allen jenen Eigenschaften die, welche für gut gehalten werden, sich erwürbe; da man aber infolge der menschlichen Unvollkommenheit nicht alle besitzen und ausnahmslos anwenden kann, so muß er klug den schlechten Ruf der Fehler, die ihm den Staat entreißen würden, zu vermeiden wissen und vor denen, welche ihm denselben entreißen, sich nach Möglichkeit hüten; geht dies jedoch nicht an, so darf er sich darin mit weniger Furcht etwas erlauben. Und er möge auch nicht Anstand nehmen, in den Ruf derjenigen Fehler zu geraten, ohne welche er die Herrschaft sehr schwer behaupten kann; denn, alles recht erwogen, wird man vielerlei finden, was wie Tugend aussieht, aber, wenn er darnach verfährt, seinen Untergang zur Folge hat, und manches andre, was ein Fehler zu sein scheint, aus dem aber, wenn er darnach verfährt, Sicherheit und Wohlfahrt für ihn entspringt. . . . Ich meine, daß es gut sein würde, für freigebig gehalten zu werden. (16. Kapitel.) Trotzdem schadet die Freigebigkeit, wenn sie in der Weise geübt wird, daß man nicht in den Ruf kommt, freigebig zu sein; denn übt man sie tugendhafterweise und wie man sie üben soll, so wird sie nicht bekannt, und die üble Nachrede ihres Gegenteils bleibt uns nicht erspart. Man darf also, wenn man sich unter den Leuten den Namen eines Freigebigen erhalten will, keine Art von Aufwand unterlassen, sodaß ein derartiger Fürst sein ganzes Vermögen zu solchen Zwecken aufbrauchen und schließlich genötigt sein wird, wenn er den Ruf eines Freigebigen behalten will, sein Volk außergewöhnlich zu belasten, immer nur an Füllung seines Schatzes zu denken und alles mögliche zu thun, um sich Geld zu verschaffen. Dies macht ihn allmählich bei seinen Unterthanen verhaßt und setzt ihn als Verarmenden in der Achtung eines jeden herab, sodaß er, der mit seiner Freigebigkeit viele verletzt und nur wenige beschenkt hat, den ersten besten Unfall empfindet und der ersten Gefahr, die sich einstellt, preisgegeben ist. Sobald er das nun bemerkt und von seinem Verfahren abgehen will, verfällt er der übeln Nachrede, geizig zu sein. Kann also ein Fürst die Tugend der Freigebigkeit nicht ohne Schaden für sich in der Art üben, daß sie bekannt wird, so darf er sich um den Ruf, geizig zu sein, nicht kümmern; denn mit der Zeit wird er immer mehr für freigebig angesehen werden, wenn man gewahr wird, daß bei seiner Sparsamkeit sein Einkommen ihm genügt; er kann sich gegen Angreifer verteidigen, er kann selbst allerlei unternehmen, ohne dem Volke Lasten aufzulegen, sodaß er dahin gelangt, daß er allen, welchen er nichts nimmt, und deren giebt es unzählige, freigebig, und allen, welchen er nichts giebt, und deren sind wenige, geizig erscheint. . . . Um also die Unterthanen nicht zu berauben, um sich verteidigen zu können, um nicht arm und verachtet zu werden, braucht ein Fürst sich wenig daraus zu machen, wenn er sich

den Namen eines Geizigen zuzieht; denn das ist einer von den Fehlern, welche ihm die Herrschaft bewahren. . . . Von dem, was nicht dir oder deinen Unterthanen gehört [die Kriegsbeute und das Eigentum Fremder überhaupt ist gemeint], kannst du freigebiger verschenken; denn Verschwendung fremden Gutes vermindert dein Ansehen nicht, sondern mehrt es, nur das deinige durchzubringen schadet dir. Es giebt nichts, was sich selbst so sehr aufzehrt als die Freigebigkeit; denn während du sie übst, verlierst du die Möglichkeit, sie zu üben, und wirst arm und verachtet, oder, um der Armut zu entgehen, räuberisch und verhaßt. . . . Darum zeugt es von mehr Weisheit, sich den Namen eines Geizigen gefallen zu lassen, der übeln Ruf ohne Haß erzeugt, als, um den Namen eines Freigebigen zu erlangen, sich mit dem Namen eines Räubers bezeichnen lassen zu müssen, der übeln Ruf mit Haß gebiert.

Jeder Fürst muß sich bemühen (17. Kapitel), für gnädig und nicht für grausam zu gelten, doch darf er seine Milde nicht ungeschickt walten lassen und, wenn er seine Unterthanen einträchtig und Ergebenheit gegen sich erhalten will, sich nicht an die üble Nachrede der Grausamkeit kehren. Denn durch wenige Beispiele eines scharfen Verfahrens wird er gütiger erscheinen als diejenigen, welche durch übergroße Güte Unordnungen einreißen lassen, aus welchen Raub und Mord entsteht; denn diese pflegen eine ganze Gemeinde zu erbittern, aber jene vom Fürsten ausgehenden Einrichtungen verletzen immer nur einen Einzelnen. Und unter allen Fürsten ist es besonders dem neuen unmöglich, dem Rufe der Grausamkeit zu entgehen, da neuerworbene Staaten voll von Gefahren sind. . . . Doch muß der neue Fürst klug und menschlich zu Werke gehen, sodaß weder zu großes Vertrauen ihn unvorsichtig, noch zu viel Argwohn ihn unerträglich macht. Hieraus entspringt die Streitfrage, ob es besser sei, geliebt als gefürchtet zu sein. Darauf kann nur geantwortet werden, daß man beides sein sollte, daß es aber, da beides sich schwer vereinigen läßt, viel sicherer ist, gefürchtet als geliebt zu sein. . . . Denn man kann von den Menschen im allgemeinen sagen, daß sie undankbar, unbeständig, heuchlerisch, scheu vor Gefahren und habgierig sind, und während wir ihnen Gutes erweisen, sind sie ganz die Unsrigen, sie bieten uns ihr Blut, ihr letztes Hemde vom Leibe, Leben und Kinder an, solange wir nicht in Not sind; tritt sie aber an uns heran, so lehnen sie sich auf. Und der Fürst, der sich ganz auf ihre Worte verläßt, geht zu Grunde. Die Freundschaften, welche durch Gaben und nicht durch Größe und Adel des Geistes erworben werden, verzinzen sich wohl, aber man hat sie nicht sicher in der Hand und kann mit ihnen, wenn man ihrer bedarf, nicht zahlen, und die Menschen besinnen sich weniger, einen, der sich beliebt, als einen, der sich gefürchtet macht, zu verletzen. . . . Indes muß der Fürst sich auf die Art gefürchtet machen, daß er, wenn er sich auch keine Liebe erwirbt, doch den Haß vermeidet, und das kann er bewerkstelligen, wenn er sich allezeit des Vermögens seiner Unterthanen und ihrer Frauen enthält. . . . weil die Menschen eher den Tod des Vaters als den Verlust des Vermögens verschmerzen. . . . Aber wenn der Fürst beim Heere ist und eine Menge Soldaten unter seinem Befehle hat, ist es durchaus notwendig, daß er den Ruf eines Grausamen nicht scheut, weil man ohne diesen Ruf niemals ein Heer festgeschlossen und zu Thaten geschickt erhält.

Das Stärkste, was Macchiavelli in diesem Zusammenhange vorträgt, findet sich im 18. Kapitel, wo er Vorschriften giebt, auf welche Weise die Fürsten Treue und Glauben halten müssen. Er sagt hier u. a.:

Jeder begreift, wie löblich es ist, wenn ein Fürst redlich und ohne Trug lebt. Dennoch lehrt die Erfahrung unsrer Tage, daß nur diejenigen Großes ausgerichtet haben, die wenig auf Treue gaben und mit List die Leute zu bethören verstanden, und daß sie schließlich diejenigen überwunden haben, welche rechtlich verfahren. Ihr müßt nun wissen, daß es zwei Arten zu streiten giebt, eine gesetzliche und eine gewaltthätige. Die erstere ist den Menschen, die letztere den wilden Tieren eigen, aber weil jene häufig nicht genügt, bleibt nichts übrig, als sich dieser zu bedienen. Der Fürst muß also dem wilden Tiere und dem Menschen geschickt zu folgen wissen. Dies ist ihm bildlich schon von den alten Schriftstellern gelehrt worden, welche erzählen, wie Achilles und viele andre Fürsten dem Centauren Chiron zur Erziehung übergeben wurden. . . . Daß sie ein Wesen, das halb Tier, halb Mensch ist, zum Lehrmeister haben, will nichts andres bedeuten, als daß es für einen Fürsten unerlässlich sei, die eine wie die andre Natur anwenden zu können und zu wissen, daß die eine ohne die andre keinen Bestand hat. Da also ein Fürst sich darauf verstehen muß, das wilde Tier geschickt zu gebrauchen, so soll er davon den Fuchs und den Löwen nehmen, weil der Löwe sich nicht vor Schlingen, der Fuchs sich nicht vor Wölfen zu schützen vermag. Er muß Fuchs sein, um die Schlingen zu entdecken, und Löwe, um die Wölfe zu verschrecken. . . . Ein kluger Herr kann und darf also die Treue nicht halten, wenn dies zu seinem Schaden ausschlagen würde, und wenn die Gründe, die ihn zu Versprechungen bewogen, nicht mehr vorliegen. Wenn die Menschen alle gut wären, so würde diese Vorschrift nicht gut sein; weil sie aber schlecht sind und uns nicht Wort halten würden, brauchen wir es auch ihnen nicht zu halten. Und niemals werden einem Fürsten rechtliche Gründe fehlen, wenn es gilt, den Bruch einer Zusage zu beschönigen. Hiervon könnte man unzählige Beispiele aus der neuesten Zeit anführen und zeigen, wie viele Friedensverträge, wie viele Versprechen durch Treulosigkeit von Fürsten null und nichtig gemacht worden, und wie der dabei am besten gefahren ist, der den Fuchs am geschicktesten zu spielen verstanden hat. Aber man muß diese Natur gut zu verbergen wissen und im Heucheln und Verhehlen sehr gewandt sein; die Menschen sind so einfältig und geben sich dem Bedürfnisse des Augenblicks so unbedacht hin, daß der, welcher hintergehen will, immer Leute finden wird, die sich hintergehen lassen.

Es ist also nicht nötig, daß ein Fürst alle oben erwähnten Eigenschaften besitze, wohl aber ist es unumgänglich, daß er sie zu besitzen scheint. Ja, ich wage zu behaupten, daß sie, wenn er sie hat und immer anwendet, schädlich, und wenn er sie zu haben scheint, nützlich sind. Die Regel ist also: man scheine gütig, treu, menschenfreundlich, fromm und offenherzig und sei es auch, setze sich aber dabei in die Gemütsverfassung, nach der man, wenn es erforderlich ist, nicht so zu sein, es ins Gegenteil zu verwandeln Kraft und Geschick hat. . . . Ein Fürst und besonders ein neuer Fürst kann nicht stets die Grundsätze beobachten, um deretwillen die Menschen für gut gelten, weil er oft gezwungen ist, zur Behauptung seiner Herrschaft gegen die Treue, gegen die Liebe, gegen die Menschlichkeit oder gegen die Religion zu handeln. Darum muß er einen Geist haben, der sich zu drehen bereit ist, wie es die Winde und die Wechselfälle des Schicksals erheischen; er soll, wo möglich, vom Guten nicht weichen, aber auch, wenn er gezwungen ist, zum Bösen zu greifen wissen. Ein Fürst muß daher sorgfältig sich hüten, daß jemals ein Wort über seine Lippen gehe, das nicht von den oben erwähnten fünf Eigenschaften erfüllt wäre; er scheine in dem, was man sieht und hört, ganz Güte, Treue, Menschlichkeit, Offenherzigkeit und Frömmigkeit. Nichts ist notwendiger

als der Schein, daß man diese Eigenschaften besitze, denn die Menschen urtheilen im allgemeinen mehr nach den Augen als nach den Händen, weil zu sehen jedem, zu begreifen wenigen gegeben ist. Jedermann sieht, wie wir zu sein scheinen, wenige fühlen heraus, wie wir sind, und diese wenigen getrauen sich nicht, der öffentlichen Meinung zu widersprechen, welche von der Majestät der Herrschaft gedeckt ist, und bei den Handlungen aller Menschen, am meisten aber der Fürsten, bei denen es kein Gericht giebt, an das man appelliren könnte, blickt man auf den schließlichen Erfolg. Ein Fürst sorge daher immer, daß er siege und seine Herrschaft behaupte, dann werden die Mittel [die er dazu anwendet] immer für ehrenvoll gehalten und von jedermann gelobt werden. Denn der Pöbel läßt sich immer von dem, was scheint, und dem Erfolge der Unternehmungen fortreißen, und in der Welt giebt es nur Pöbel, und die wenigen haben in ihr nur eine Stätte, wenn die vielen nicht wissen, wo sie sich anlehnen sollen.

Aus den weitem Abschnitten des *Principe* teilen wir noch eine Auswahl besonders charakteristischer Stellen mit und wollen dann versuchen, den Geist und die Absicht des Verfassers richtig zu verstehen.

Wenn ein Fürst einen Staat in Besitz nimmt, der sich seinem alten als Glied anschließt, so ist es nötig, daß er jenen Staat entwaffne, ausgenommen diejenigen, die bei der Besitzergreifung auf seine Seite getreten sind, und auch diese muß er mit der Zeit und Gelegenheit weidlich und weibisch machen und sich derartig einrichten, daß alle Waffen seines [neuerworbenen] Staates in den Händen der Soldaten sind, die ihm in seinem alten Staate nahegestanden haben. (Kapitel 20.) Ohne Zweifel werden die Fürsten durch Überwindung von Widerstand und Schwierigkeiten groß, und darum läßt das Glück, besonders wenn es einen neuen Fürsten groß zu machen beabsichtigt, der es mehr als ein Erbfürst nötig hat, sich Ansehen zu erwerben, ihm Feinde entstehen und Unternehmungen gegen ihn machen, damit er Gelegenheit bekomme, sie zu überwinden und auf der Stufenleiter, welche die Gegner ihm zugetragen haben, immer höher zu steigen. Und viele meinen deshalb, daß ein weiser Fürst, wenn er dazu Gelegenheit findet, schlaue Feindschaft gegen sich nähren muß, damit durch deren Unterdrückung seine Größe sich in noch hellerem Glanze zeige. (Ebda.) Wenn die Männer, welche im Anfang einer Herrschaft ihr feindlich waren, von der Art sind, daß sie, um sich zu halten, einer Stütze bedürfen, so wird der Fürst sie sehr leicht gewinnen können, und sie wiederum werden ihm umso treuer dienen, je mehr sie die Notwendigkeit begreifen, die ungünstige Meinung, die man von ihnen hegte, durch die That zu beseitigen, und so zieht der Fürst von ihnen stets mehr Vorteil als von denen, die, weil sie ihren Dienst in allzu großer Sicherheit versehen können, seine Angelegenheiten nachlässig betreiben. ... Ein Fürst, der einen Staat mit Hilfe einer ihm günstigen Bewegung im Innern neu gewonnen hat, möge wohl erwägen, welche Ursache die, welche ihm günstig gewesen sind, bewogen hat, ihn zu begünstigen, und wenn es nicht natürliche Zuneigung zu ihm gewesen, sondern bloß deshalb geschehen ist, weil sie mit ihrer Regierung unzufrieden gewesen sind, so wird er sie sich nur sehr schwer als Freunde erhalten; denn es ist ihm unmöglich, sie zu befriedigen. Und wenn man bei jenen Beispielen, die sich der alten und neuen Geschichte entnehmen lassen, über den Grund wohl nachdenkt, so wird man erkennen, daß es dem Fürsten weit leichter fällt, sich die Männer zu [bleibenden] Freunden zu machen, welche mit der frühern Regierung zufrieden und darum seine

Gegner waren, als die, welche, mit ihr unzufrieden, seine Freunde wurden und ihm bei der Besitznahme halfen. (Ebda.) Vor allem (21. Kapitel) muß ein Fürst sich bemühen, durch jede seiner Handlungen sich den Ruf eines großen und ausgezeichneten Mannes zu erwerben. Auch dann wird ein Fürst geachtet, wenn er wahrer Freund und wahrer Feind ist, d. h. wenn er ohne Nebengedanken sich für einen und gegen einen andern erklärt, ein Auftreten, welches immer nützlicher sein wird als Neutralität. Denn geraten zwei Machthaber in unsrer Nachbarschaft in Streit, so sind sie entweder so geartet, daß wir, falls einer Sieger bleibt, von ihm zu fürchten haben, oder sie sind nicht so. In beiden Fällen wird es uns immer nützlicher sein, wenn wir uns offen erklären und ehrlichen Krieg führen. Denn im erstern Falle wirfst du, wenn du dich nicht erklärst, immer die Beute des Siegers zur Freude und Befriedigung des Besiegten und hast keinen Anspruch auf Schutz und Zuflucht; denn wer siegt, mag keine Freunde, die Verdacht erwecken und ihm im Unglücke nicht beistehen, und wer unterliegt, gewährt dir keine Zuflucht, weil du nicht mit den Waffen in der Hand dein Geschick hast teilen wollen. . . . Immer wird es geschehen, daß der, welcher nicht unser Freund ist, uns zur Neutralität bestimmen will, und der, welcher unser Freund ist, verlangen wird, daß wir uns offen mit den Waffen erklären. In den meisten Fällen schlagen unentschlossene Fürsten, um der augenblicklichen Gefahr zu entgehen, diesen Weg der Neutralität ein und führen dadurch meist ihren Sturz herbei. Wenn aber der Fürst sich entschieden für die eine Partei ausspricht, so hat derjenige, auf dessen Seite er sich gestellt, falls er siegt, Verpflichtungen gegen ihn, wenn er auch noch so mächtig ist und wir seinem Belieben überlassen wären. . . . Die Menschen sind nie so ehrlos, daß sie uns mit solchem Undank unterdrückten. Ferner sind die Siege nie so entscheidend, daß der Sieger nicht einige Rücksicht nehmen müßte, und zwar namentlich auf die Gerechtigkeit. Wenn aber der, an den man sich angeschlossen hat, unterliegt, so hat man eine Zuflucht bei ihm, und solange er imstande ist, unterstützt er uns, und wir werden Genossen bei einem Geschick, das sich wieder bessern kann. Im zweiten Fall aber, wenn die, welche mit einander kämpften, von der Art sind, daß wir vom Sieger nichts zu fürchten haben, ist es umso klüger, Partei zu nehmen, weil wir auf den Untergang des einen mit Hilfe dessen hinstreben, der ihn, wenn er klug gewesen wäre, hätte retten müssen, und dieser, wenn er die Oberhand behält, unserm Belieben preisgegeben ist, und es ist unmöglich für ihn, mit unsrer Unterstützung nicht zu siegen. Hier ist aber zu bemerken, daß ein Fürst wohl darauf zu achten hat, niemals, um andern Schaden zuzufügen, mit einem Mächtigen, als er selbst ist, ein Bündnis einzugehen, es sei denn, daß die Not ihn dazu triebe; denn wenn er siegt, so bleibt man seiner Willkür überlassen, und die Fürsten müssen soviel als möglich vermeiden, von der Willkür andrer abzuhängen.

(Schluß folgt.)

